

Das Kindheit Jesu Werk soll leben! Möge es aus einem 50jährigen Jubilant werden, der noch in frischer Lebenskraft das Ende der Zeit schauen darf, möge es bis dahin noch ungezählte Millionen Kinderherzen an sich ziehen und begeistern zu Werken der erbarmenden Liebe an den kleinen Mitbrüdern und Mtschwestern in den Missionsgebieten der katholischen Kirche.

Sammelstelle.

Gaben-Verzeichnis:

Bisher ausgewiesen: 965 fl. 10 fr. Neu eingelaufen: Unbenannt (Poststempel Lobberich, Rheinland) 2 fl.

Gesamtsumme der bisherigen Einsätze: 967 fl. 10 fr.

P. S. Wenn vielleicht der eine oder andere der Pl. Tit. Herren Mitbrüder heuer oder schon länger nicht das Glück hatte, einen Firmling zu besitzen, so wollte der Berichterstatter sehr gerne jedem zu einer „Göthenhaft“ verhelfen, die keine großen Kosten, aber sicheren Dank verursacht. Das Missionswerk unserer Kirche ist ein sehr braves Pathenkind, dem man ein paar Kronen oder derlei Scheidegeld wohl vergönnen mag. Das „Vergelts Gott!“ ist sichergestellt bei der ewigen Abscuranz!

## Kirchliche Zeitläufe.

Von P. Albert Maria Weiß, O. Pr.

Die katholische Welt steht noch immer unter dem Zeichen des päpstlichen Jubiläums. Die staunenswerte Energie, mit der Leo XIII. die außerordentlichen Anstrengungen dieser endlosen Feste und Huldigungs-Audienzen überträgt, berechtigt zu der Hoffnung, dass er noch lange sein erhabenes Amt zum Segen der Kirche führen werde.

Das bedeutsamste Ereignis ist jedenfalls der zweite Besuch des deutschen Kaisers im Vatican. Diesmal ist allen Mittheilungen zufolge der Eindruck auf beiden Seiten günstig gewesen. Der Kaiser hat innerhalb weniger Jahre Gelegenheit genug gehabt, die Welt kennen zu lernen und einzusehen, was es um die äußere Macht ist. Ohne Zweifel würdiget er heute mehr als zu Anfang seiner Regierung, dass die materielle Gewalt geringe Sicherheit gewährt, wenn sie nicht eine Stütze an den sittlichen und den religiösen Principien findet, welche die Grundlage und den Keim der Gesellschaft bilden. Was er vom Papstthum selber hält, wissen wir nicht. Dass es ihm aber nicht gleichgültig ist, dass er zum mindesten in ihm eine Gewalt erkennt, die stark ins Gewicht fällt, wenn es sich um Aufrechthaltung der moralischen Ordnung in der Menschheit handelt, steht außer Zweifel. Daher die achtungsvolle und hinwiederum Achtung erweckende Haltung, mit der er sich diesmal Leo XIII. näherte. Wir können die Tragweite des Besuches nach keiner Seite hin beurtheilen und haben auch keine Lust, uns in müßigen Vermuthungen zu ergehen. Genug, dass auch hiedurch von neuem und zwar sehr laut festgestellt wurde, welch große moralische Macht dem Papstthum inne-

wohnt. Wenn die Folge davon die sein sollte, daß in kirchenpolitischen und insbesondere auch in socialpolitischen Fragen ein größeres Einverständnis zwischen den beiden Mächten erzielt würde, könnten wir uns über die Begegnung nur doppelt freuen.

Eine höchst tröstliche Erscheinung bietet die Bewegung, welche ganz Ungarn ergriffen hat, seitdem der Liberalismus oder sagen wir gleich die Luge sich anschickt, dem Lande die letzten kümmerlichen Reste einer christlichen Verfassung zu rauben. Das Memorandum des ungarischen Episkopates ist eine Kundgebung von solcher Entschiedenheit, daß sie überall höchst wohlthätig berührt hat. Auch die Katholiken-Versammlungen in Oedenburg und in Komorn ließen an Feuer und an Begeisterung nichts zu wünschen übrig. Mögen sich nur unsere lieben ungarischen Brüder ebenso beharrlich als feurig zeigen und von dem Streben, der Kirche die Freiheit zu erkämpfen, zur vollen Erneuerung des kirchlichen und christlichen Lebens forschreiten!

Die Rettung des Cardinal-Primas aus der drohenden Todesgefahr, das fünfzigjährige Priester-Jubiläum der Cardinal-Erzbischöfe von Köln und von Wien sind drei weitere freundliche Lichtblicke aus der letzten Zeit.

Schmerzlich berühren die Ausschlüsse über die Kirchennot in Wien, die der Cardinal-Fürsterzbischof von Wien durch eine vom Wiener Kirchenbauvereine zusammengestellte Mittheilung zur Kenntnis des Herrenhauses brachte. Niemand hatte wohl eine Ahnung, daß dieser Uebelstand in Wien so groß und so schreiend sei. Das sind die Folgen des ungesunden Zuwachsmens der Großstädte. Können die Folgen schon vom socialpolitischen Standpunkte aus nicht genug beflagt werden, so muss man gestehen, daß sie vom religiösen und vom sittlichen aus noch verderblerisch sind.

Peinlich ist auch der Eindruck, den das Verhalten der Wiener Schulväter gegen den Erlaß des Cardinal-Erzbischofs hervorruft. Auf die Angelegenheit mit dem „stummen Kreuzzeichen“ hin hat der Oberhaupt verordnet, daß in den Schulen das Vaterunser und der englische Gruß gebetet werden müssen. Die Folge davon waren lange Berathungen, Debatten, Abstimmungen im Schulrathe und noch viel höher hinauf, ob der Cardinal das befehlen könne, und ob er sich nicht in Widerspruch mit den Gesetzen und Verordnungen befände. Ein solcher Streit in solcher Zeit im katholischen Wien ist sehr geeignet, die Geister wachzurufen und das schlummernde christliche Bewußtsein oder vielmehr das katholische Leben zu wecken. Beachtenswert ist übrigens, daß der Vertreter der israelitischen Cultusgemeinde nichts gegen die Verordnung zu erinnern hatte, umso mehr der protestantische Pfarrer Marolly, der im Ave Maria eine Verletzung der evangelischen Gewissen erblickt. Mit demselben Rechte kann ein Vertreter der Mohammedaner gegen das Vaterunser, und ein Freigemeindler gegen das Wort Gott protestieren. Man sieht daraus, zu welchen Uebelständen die „größte Errungenschaft“ der Neuschule,

die Interconfessionalität, führen muss. Die nichts glauben, haben nichts zu verlieren; je reicher der Glaubensgehalt einer Gemeinschaft ist, umso mehr soll sie opfern. Hier haben wir ein Vorbild für den sozialistischen Zukunftstaat: Bebel wird nicht viel verlieren, der Herzog von Ratibor mehr, am meisten Rothschild.

Der „Köln. Volkszeitung“ vom 16. April zufolge zählt die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 8,806.095 Seelen mit 16 Erzbischöfen, 75 Bischöfen, 9388 Priestern, wovon 6495 Welt- und 2443 Ordenspriester; ferner 8477 Kirchen, 3485 Missionsstationen, 1763 Kapellen, 36 Seminarien, 127 männliche, 650 weibliche höhere Lehranstalten, 3587 Pfarrschulen mit 728.209 Kindern, 245 Waisenanstalten mit 26.533 Böblingen, und 463 andere Wohltätigkeitsanstalten.

Auf Pfingsten tagt in Jerusalem der diesjährige „Eucharistische Congress“. Man hat dessen Ankündigung mit einem Misstrauen empfangen, weil man glaubte, er sei nur unter katholischem Deckmantel ein neues Mittel, um den politischen Einfluss Frankreichs im Orient zu fördern. Die Franzosen dürfen sich über derlei Auslegungen nicht allzusehr wundern noch ereifern; denn sie haben es ihrem Auftreten selber zuzuschreiben, dass andere Völker leicht zum Glauben kommen, sie könnten selbst einen religiösen Vorstoß nicht machen, ohne dabei die Ehre und den Vortheil ihres Vaterlandes im Auge zu haben. Gerade aus den Missionsgebieten wird diese Klage manchmal über sie laut. Der französische Clerus tritt nun einmal gar zu gerne mit dem Anspruch auf, „Kopf und Herz des ersten Volkes der Welt“ zu sein, wie A. de Segur vom Pariser sagt (Univers, 23. Avril 1893). Sicherlich ist das von den französischen Geistlichen und Missionären nicht so beabsichtigt, sondern es liegt mehr im französischen Nationalcharakter, der dabei allerdings seine patriotische Rechnung findet, aber auch gerade um dieser Rücksicht willen der katholischen Sache großen Vorschub leistet. Im vorliegenden Falle aber handelt es sich jedenfalls um den grossartigen Zweck, dem schismatischen Orient, der für pomposen Kundgebungen so empfänglich ist, den katholischen Cult in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen. Darum kann man diesem Congress nur mit Sympathie entgegenkommen, auch wenn für den französischen Patriotismus dabei ein kleines Opfer abfallen sollte.

In Frankreich selbst hat die Regierung für nothwendig gefunden, um den Eindruck des Panamascandals etwas zu verwischen, den Kampf gegen die Kirche mit aller Macht von neuem aufzunehmen. Das schon längst geplante Gesetz über die Verwaltung der Kirchengüter soll nun ernstlich in Angriff genommen werden. Scheinbar strebt es nichts Unbilliges an. Es soll nur, heißt es, die Verwaltung der kirchlichen Einkünfte allen Vorschriften über öffentliche Rechnungsablegung unterstellt werden, denen alle übrigen öffentlichen Anstalten unterliegen. Aber der Zweck, der damit erreicht werden soll, ist leicht zu errathen. Natürlich würde es darnach der Kirche unmöglich, freiwillige Gaben der Gläubigen zu empfangen und zu verwenden, namentlich Summen, die der Kirche gegeben werden, zum Unterhalte

kirchlicher Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten zu bestimmen. Das ist wohl auch der Hauptzweck des Gesetzentwurfs, die freien kirchlichen Schulen zum Hungertode zu verurtheilen. Der andere Zweck ist aber, die kirchliche Verwaltung der kirchlichen Einkünfte überhaupt unmöglich zu machen. Das Amt der Vermögensverwaltung ist ohnehin beschwerlich genug. Nun soll aber der Laie, der sich dazu versteht, so große Caution stellen, sich so vielen Untersuchungen und Formlichkeiten unterwerfen, und sich im Uebertrittsfalle der Gefahr so vieler Strafen aussetzen, daß sich kaum einer mehr dazu hergeben wird. Findet sich aber keiner, der dieses Martyrium freiwillig übernimmt, dann stellt der Staat amtlich einen Rechnungsführer auf, der in seinem Namen die Kirchenrechnungen führt und natürlich ihm allein verantwortlich ist. Aber auch wo sich ein Verwalter findet wie bisher, unterliegt dieser, wenn der Gesetzentwurf durchgeht, der Oberaufsicht des Staates und die Bischöfe sind tatsächlich der obersten Verwaltung des Kirchenvermögens beraubt.

In St. Denis kam es während der Fastenpredigten des Abbé Lenfant wieder einmal zu einem Kirchenscanal. Lenfant predigte über die Beichte, als ein Municipalrath sich erhob und laut rief: „Bürger Pfarrer, Sie reden Unwahrheiten: ich verlange Gehör.“ Und nun gieng der Lärm los, den man in Frankreich schon gewöhnt ist. Der Cardinal von Paris beschloß darauf, zur nächsten Predigt selbst zu kommen und führte den Entschluß am 31. März aus, obwohl neue, noch ärgerliche Scandale gedroht waren. Offenbar schien es der Polizei bedenklich, auch gegen ihn in der Kirche revoltieren zu lassen, und so lief die Sache gut ab, obwohl die „Lanterne“ den Cardinal denuncierte, als stifte er absichtlich Unruhe zu politischen Zwecken. Hätte die Polizei am ersten Tage ihre Pflicht gethan, so wäre auch damals nichts vorgefallen, denn augenscheinlich war die ganze Sache vorbereitet. Wenn es so fortgeht, kann überhaupt keine kirchliche Ceremonie mehr gefeiert werden. Ein paar Uebelhäter machen Lärm, die Regierung thut nichts dagegen und verbietet dann dem „Bürger Pfarrer“ oder auch dem „Bürger Bischof“, künftig eine religiöse Feier zu halten, die den Ausbruch feindlicher Gesinnung hervorrufen könnte. Wird dann in der Kammer eine Interpellation eingebracht, wie es diesmal durch den Grafen de Mun geschah, so erklärt der Minister, es seien bereits Untersuchungen eingeleitet, deren Ergebnis erst abgewartet werden müsse. Damit ist alles erledigt.

Sonst wechselt in Frankreich Minister mit Minister, Ministerium mit Ministerium, bald theilweise, bald ganz. Wieviel die Republik in den 23 Jahren ihres Bestehens bereits Minister gehabt hat, ist nicht leicht zu zählen, jedenfalls schon mehr als 30. Unbeständigkeit und Drang nach Abwechslung ist allerdings überall ein Hauptmerkmal unserer Zeit. Auch in anderen Ländern, die sich conservativ nennen, ist der Verbrauch von Ministern groß und noch größer der von Generälen. Aber eine derartige Abwechslung wie in Frankreich

herrscht doch wohl kaum irgendwo. Für uns liegt darin gerade kein Grund, uns eine absonderliche Begeisterung für die Republik einzureden.

Leider ist die Unbeständigkeit und Uneinigkeit der allgemeinen Zustände auch in die Vereine der französischen Katholiken eingedrungen. Es war schon lange kein Geheimnis, dass diese in ihrem Schoze große Gegensätze bergen. Die Gründe sind weniger kirchlicher als politischer Natur. Nunmehr haben sie wieder einmal eine recht bedauerliche äußerliche Folge nach sich gezogen. Zwei der bedeutendsten Mitarbeiter am „Univers“, Roth und Roussel, sind aus der Redaction ausgetreten und kündigen die Gründung eines neuen Blattes unter dem Namen „Verité“ an. Sie behaupten, sie allein folgten ganz der Tradition von Louis Veuillot und der echten, von Leo XIII. vorgezeichneten Politik, von der Eugène Veuillot, der Chefredacteur des „Univers“, der Bruder des gefeierten Journalisten, zu sehr abgewichen sei. Diese Worte weisen auf die delicaten Fragen hin, die wohl am meisten zur Spaltung beigetragen haben. Man kann diese Uneinigkeit nicht schmerzlich genug bedauern. Begreiflich der Jubel im feindlichen Lager, das davon am meisten Vortheil zieht. Möchten sich nur die Katholiken anderer Länder, die so geneigt sind, den Stab über die französischen Sprudelköpfe zu brechen, daran ein warnendes Beispiel nehmen! Leider steht es andernwärts nicht viel besser. In Spanien ist Misshelligkeit unter den Katholiken hausgesessen, in Bayern ist es nicht recht ferne davon, in Nordamerika hat die Uneinigkeit fast den Charakter eines öffentlichen Scandals angenommen. Es fehlte nur noch, dass Österreich denselben Weg beträte: Keime dazu sind ebenfalls vorhanden.

Auch in Deutschland zeigen sich recht bedauerliche Erscheinungen, die sehr zum Nachdenken auffordern. Die wiederholsten Versuche, in katholischen Wahlkreisen Bayerns, die bisher dem Centrum sicher waren, einen anderen als den Centrum-Candidaten durchzusetzen, und die Schwierigkeiten, diesem letzteren den Sieg zu sichern, mögen zum Theil aus Gründen zu erklären sein, die specifisch bayerischer Natur sind. Die Spannung, die nun einmal zwischen Süd- und Norddeutschen besteht, eine gewisse, dem bayerischen Volke nicht eben sympathische Sympathie der leitenden Kreise beiderlei Ordnung für den Frieden und die Ruhe um jeden Preis, sowie das Ueberhandnehmen des „Liberalismus vulgaris“ in den Regierungssphären und überall, wo diese Einfluss haben, erklärt vieles, erklärt zuletzt auch dies, dass das Volk, auch wenn es katholisch ist, aus Missbehagen zu Demokraten und Socialisten greift, wenn diese nur eine kräftige Sprache gegen alle diese Tendenzen führen. Denn, nebenher gesagt, im katholischen Theile von Bayern gibt es nur eine Wahl — entweder entschiedene Ultramontane oder — Socialdemokraten. Aber doch verrathen auch in Bayern die gedachten Erscheinungen einen tieferen Grund. Derselbe hat wohl hauptsächlich bei der Wahl des

Redacteurs Fußangel in Westfalen gewirkt. Trotz der eifrigsten Be-  
mühung des Centrums ist sein Kandidat durchgesunken und Fuß-  
angel mit erstaunlicher Majorität gewählt worden. Augenscheinlich  
liegt der Grund in der Popularität, die sich der streitbare Redacteur  
durch seinen heldenmütigen Todeskampf gegen den Capitalismus und  
seine praktischen Anwendungen — so legte man ihm wenigstens im  
Volk die ganze Angelegenheit aus —, um das Volk errungen hat.  
Ob das Centrum klug daran that, die Wahl zu einer Frage „ob für  
ob gegen das Centrum“ zuzuspitzen, mag man bezweifeln. Uns scheint  
— es ist schwer, die Dinge aus der Ferne genau zu würdigen —,  
dass der Ausgang der Wahl eine Entscheidung gegen das Centrum  
war. Die Sache ist um so schlimmer, als Herr Fußangel nun  
ein neues katholisches Blatt gründen will, das — mutatis mutandis  
— wohl manches vom „Bayerisch. Vaterland“ an sich haben dürfte.  
Wir meinen fast, es dürfte auch von dessen Volksbüchlichkeit etwas  
an sich reissen, wenn es eine Sprache von ähnlicher Entschiedenheit  
führen wird, und namentlich, wenn es die sociale Frage mit der  
Energie des Herrn Fußangel angreifen wird. Gesetzt aber auch, die  
unangenehme Spannung legt sich wieder und es glättet sich für  
diesmal die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit, so besteht doch die  
gleiche Gefahr für die nächste Veranlassung fort. Denn irren wir nicht,  
so liegt der Kern des ganzen so bedauerlichen Handels in einem Nebel-  
stande, der über kurz oder lang zu einer Aenderung der Dinge oder  
zur Wiederholung ähnlicher Vorgänge führen muss. Wir glauben  
ihn nicht, wie kürzlich in einer österreichischen Zeitschrift geschehen ist,  
darin suchen zu sollen, dass das katholische Volk kein Vertrauen zu  
Abgeordneten habe, die zur Hostafel gezogen werden. Das mag für  
Öesterreich und für Süddeutschland bis zu einem gewissen Grade  
gültig sein; in Preußen aber würde man dieses Argument kaum  
fassen. Dort hat man Misstrauen gegen die „Regierung“, aber die  
Unabhängigkeit an die Dynastie und an die Person des Fürsten ist  
dort stets für die Bestgesinnten eine der schwersten Versuchungen,  
wenn es sich darum handelt, Ansichten zu vertreten, von denen man  
weiß, dass sie in den höchsten Kreisen missliebig sind. Nein, der  
Grund liegt unzweifelhaft in dem Missvergnügen des Volkes  
über die Haltung des Centrums gegenüber der sozialen  
Frage. Es war dies immer der schwächste Punkt in der Politik  
des Centrums. Nunmehr aber hat es sich seit langem auf diesem  
Gebiete so zurückhaltend benommen, dass der Ausfall dieses Kampfes  
nicht wohl befremden kann. Wir fürchten, dass, wenn in diesem  
Punkte keine merkliche Aenderung erfolgt, der Ausfall künftiger Wahlen  
eine große Überraschung bringen dürfte. Es sollte uns nicht wundern,  
wenn die Socialdemokraten den Nutzen davon hätten.

Inzwischen sind über das Centrum ganz andere Prüfungen  
hereingebrochen. In der Militärfrage haben sich leider viele meist  
hervorragende Mitglieder von dem Ganzen getrennt —, das erste

Beispiel einer bedeutenden Spaltung, das hoffentlich zu desto engerem Zusammenhalten für die Zukunft führen wird. Sonst ist das Centrum ruhmbedeckt auch aus dieser schweren Prüfung hervorgegangen. Seine Ehre sind die stolzen Worte von Dr. Lieber, daß die großen Aufgaben, die das Centrum zu erfüllen habe, und die ohne seine Mithilfe nicht gelöst werden könnten, wichtiger seien als das Schicksal der Militär-Vorlage. Dazu rechnete der Redner besonders die energische Lösung der sozialen Frage. Ein solches Wort bei solcher Gelegenheit muß mit Zuversicht erfüllen. Möge das Centrum verjüngt aus dem Wahlkampfe hervorgehen und dann mit verjüngter Kraft sich um die sociale Frage annehmen!

Banutelli, der bekannte Schriftsteller über den Orient, hat in seinem Buche über Russland die Neuzeitung gethan, Russland würde alsbald katholisch werden, wenn nur der Kaiser es wollte. Das hat Lady Herbert zu der irrigen Behauptung verleitet, es habe sich kein Geringerer so geäußert, als Pobedonoszew, der Procurator des heiligen Synods, mit dem Banutelli ein Interview hatte. Daraufhin hat Pobedonoszew an die Review of Reviews unter dem 5. Februar einen Brief gesendet, in dem es u. a. heißt: Diese Idee kann ihm nur das Verlangen eingegeben haben, eine Einigung hergestellt zu sehen. Gerade das Gegenteil ist wahr. Das russische Volk würde sich nie dem Joche der päpstlichen Autorität unterwerfen. Die Freiheit unserer Kirche (!) ist uns mehr wert als irgend ein Ding auf der Welt. Unser Glaube ist unvereinbar mit der discretionären Gewalt des Statthalters Jesu Christi. Alle anderen Dinge sind Nebensachen. Das aber wäre für immer ein unübersteigliches Hindernis gegen jede Einigung, daß wir unserer „geistigen Freiheit“ entsagen müßten. Der Glaube des Kaisers ist eins und unzertrennlich von dem des russischen Volkes, und sein Wille im Glaubenssachen gegenüber der Kirche ist der eines Sohnes gegenüber seiner Mutter.

Dillon bringt in der „Review of Reviews“ vom 15. März im Anschluße an einen Bericht von Skwortssov einen interessanten Artikel über eine neue aus dem Stundismus entstandene russische Secte, die er Neu-Stundismus nennt. Die, welche für eine neue Universalreligion schwärmen, dürfen in dieser Secte so ziemlich ihre höchsten Erwartungen befriedigt finden. Sie vereinigt fast Alles in sich, was je eine Religion Selthanes und Thörichtes in sich barg, nur vom Christenthum hat sie — eine weitere Empfehlung — sehr wenig an sich. Das Quäckerthum in seiner schönsten Blüte mit allen religiösen Tänzen, Verzückungen, Ohnmachten und Zitterexplosionen, Methodismus, Irvingianismus, Hypnotismus, alles ist hier vorzufinden. An neuen Messiasmüttern à la Joanna Southcote ist ebenfalls kein Mangel. Die Neu-Stundisten sind Millenarier und erwarten ewiges Leben, wenn sie die Ankunft des Messias — und die Aufrichtung der fünften Weltmonarchie, der russischen — erleben; für alle übrigen Menschen leugnen sie die Unsterblichkeit. In ihrem äußerlichen Leben sind sie theils Buddhisten, theils an Enthaltsamkeit den brahmanischen Heiligen ähnlich. Den Socialisten haben sie die Verwerfung des Eigentums abgelernt. Dabei glaubt jeder den heiligen Geist in sich fühlbar thätig zu haben und nach seinem Antriebe zu handeln; es brauchte also nur einen „Alten vom Berge“ und die Assassinen wären fertig.

In der Frankfurter Zeitung brachte ein Correspondent aus Budapest eine Mittheilung über die seltsame Secte der ungarischen

Sabbatharier, die zu einer Controverse mit einem anderen Correspondenten führte. Infolge dessen stellte der erstere weitere Nachforschungen an und gab schließlich folgendes Ergebnis kund, das wir hier mittheilen, um Veranlassung zu bieten, dass sich einer unserer Leser aus dem ungarischen Clerus näher über die Secte erkundige und gelegentlich Genaueres darüber bringe. Der Artikel lautet:

Meine Correspondenz vom 27. März hat einen Ihrer Leser zu einer Berichtigung veranlaßt. Nach ihm sollen die ungarischen Sabbatharier (Sabbathiäuer, ungarisch Szombatosok) Ueberbleibsel der versprengten Anhängerenschaft des Messias „Sabbata Zebi“ sein, — des bekannten „Pseudomessias“ Sabbatai Zebi oder Schabbathai Zwi, † 1676 — und nicht vom Christenthum zum Judenthum übergetretene Ungarn, die hinter dem Namen „Sabbatfeiernde“ ihr Judenthum verborgen wollten oder mussten. Mich haben die Sabbatharier erst nach dieser Berichtigung angefangen zu interessieren; vorher hatte ich auf Treu und Glauben hingenommen, was ich in den ungarischen Blättern über die mir sonst unbekannten Leutchen sah, nun aber bin ich der Sache nachgegangen und habe jetzt allerdings nicht bloß meine erste Notiz, sondern auch die „Berichtigung“ des Einzenders zu berichtigten. Die Sabbathianer sind nicht, wie ich Ihnen zu Anfang geschrieben habe, im vorigen Jahrhundert zum Judenthum übergetreten, sondern schon Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie sind auch nicht Ueberbleibsel der Anhänger Sabbata Zebis, sondern richtige Szekler, die schon zum Judenthum übergetreten waren, ehe noch jemand von Sabbata Zebi etwas wußte. Als die Reformationsideen in Ungarn eindrangen, beschränkte sich ein großer Theil der von der Aufregung Ergriffenen nicht darauf, das Protestantenthum eines Luther, Zwingli oder Calvin anzunehmen, sondern sie giengen noch weiter zurück in ihrem Drang, den „echten“ Glauben zu finden, und verwiesen auch die Evangelien. Sie glaubten, die Juden hätten die echteste Religion bewahrt, da bei ihnen von schwer fassbaren Mysterien, wie der unbefleckten Empfängnis, der Gottheit Christi u. s. w. nicht die Rede ist. Diese „Neu-Israeliten“, die sich hauptsächlich in Siebenbürgen fanden, anerkannen als den einzigen Gott Jehovah; sie aßen kein Schweinesleisch und feierten statt des Sonntags den Sabbath, weshalb sie von den Magyaren Szombatosok, d. i. Sabbathianer genannt wurden (Szombat ist Samstag, Sabbath). Man sieht, die Magyaren unterscheiden die Neu-Israeliten noch scharf von den eigentlichen Juden. Nach dem Historiker Katona giengen die Sabbathianer jedoch noch weiter in der „Verjüdung“. Sie befeitigten nicht nur das neue Testament vollständig aus ihrer Bibel, sondern hielten sich auch in ihrem Ceremoniell streng an die Vorschriften des alten Testaments, hielten die vorgeschriebenen jüdischen Feiertage, verlasen Bibelabschnitte bei ihrem Gottesdienst, fasteten, unterschieden reine und unreine Thiere, ja ein Theil von ihnen ließ sich sogar beschneiden. Das alles gieng um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in Siebenbürgen vor sich. Im Beginn des 17. Jahrhunderts wurde die Bewegung noch weiter unterstützt durch den Kanzler des Fürsten Gabriel Bethlen, einen gewissen Simon Pecsi, der nach einer Version eine fromme Jüdin geheiratet, nach einer anderen aus Polen jüdische Anschaungen mitgebracht haben soll und auf allen seinen Besitzungen den Neu-Mosaismus einführte. Unter dem Fürsten Sigmund Báthory begannen jedoch die Verfolgungen. Harte Gesetze gegen die „Juda-santes“ wurden erlassen, die Zugehörigkeit zum Neu-Mosaismus mit dem Verluste von Leben und Vermögen bestraft und so die ohnehin kleine Gemeinde wenigstens officiell fast gänzlich vertilgt. Im Volke jedoch erholt sich lange der neu-mosaische Glaube. Insgeheim feierten die Sabbathianer neben dem christlichen Sonntag noch ihren Sabbath und enthielten sich nach wie vor des Geusses unreiner Thiere, namentlich des Schweines. Daher die ungeheuren Gänseherden jener Dörfer, da die edle Retterin des Capitols den Sabbathianern nicht nur ihr Fleisch, sondern auch das ebenso nötige Schmalz zu liefern hat. Es ist übrigens fraglich, ob nach der Reception der Juden die Sabbathianer sich offen als Juden bekennen werden oder ob sie nicht, von der ebenfalls in Aussicht

stehenden Einführung der Religionsfreiheit Gebrauch machend, sich einfach als neue, nunmehr geduldete Secte constituierten werden.

In der Frankfurter Monatsversammlung der evangelischen Vereinigung vom 20. April sprach der evangelische Pfarrer Schrempf aus Württemberg über das Thema: Wie ist das alte Evangelium unserer Zeit zu verkünden? Aufknüpfend an die Vorrede des lutherischen Katechismus, die den Vätern, Lehrern und Geistlichen ein einfältigliches Mittheilen der religiösen Wahrheiten empfiehlt, zeigte Redner, welcher große Unterschied zwischen der früheren Zeit, der Zeit Luthers insbesondere, und der heutigen besteht. Dort naives Hinnehmen der Bibel als Quelle aller religiösen Wahrheiten, hier Kritik und Reflexionen. Nach des Redners Ansicht wäre es das Erste und Wichtigste, dass sich der Geistliche als religiöse Persönlichkeit erweise, schlichten und durchsichtigen Charakters, an den sich Zweifel in Bezug auf die Aufrichtigkeit seines Glaubens nicht heranwagten, so dass er befähigt sei, als Zeuge religiöser Wahrheiten, insbesondere der ersten und wichtigsten: "Gott ist mein Vater" dazustehen. Auf die eigene, persönliche Autorität des Geistlichen (Religionslehrers und Verkünders) sei erst die göttliche und diejenige Christi zu begründen, und zuletzt möge dann der Geistliche, wenn nötig, auch noch Cultusbeamter sein. Wenn der Geistliche die beiden obersten Bedingungen seines Amtes solle leisten können, so müsse seine heutige Stellung total geändert werden: es müssten die Rechtspflichten von ihm genommen werden, die seine heutige Beamtenstellung mit sich bringt: die Verpflichtung auf das Bekenntnis, auf die Kirchenordnung u. s. w.; die ihn stets dem Verdachte aussetzen, er folge dem Zwange der Disciplin statt der eigenen freien Überzeugung. Wenn dies erreicht werden solle, so müsse der geistliche Stand so gestaltet werden, dass er für niemand mehr Reiz und Anziehung haben könne, als für den, der einen starken inneren Beruf dazu fühle. Also: keine Beamtenqualität, kein Gehaltsfixum, keinerlei äußere Vortheile. Theologische, überhaupt gelehrt Bildung trete in zweite Linie, in erster stehe der religiöse Beruf, die Kraft und der Trieb, als Zeuge religiösen Lebens aufzutreten und zu wirken. In gleicher Weise müsse auch die ganze Kirchenverfassung umgestaltet werden: Alles, was auch Irreligiöse und Gleichgültige noch anziehen und in ihrem Verband erhalten könne, müsse fortfallen. Auch hier keinerlei verlockende äußere Vortheile. Nur die gleiche religiöse Grundstimmung dürfe das Band der Gemeinden sein. Nur so könnten die heutigen dogmatischen und religiösen Streitigkeiten beseitigt werden. — Armer christlicher Glaube, der Gott und Christus nur noch aus der Aufrichtigkeit der gläubigen Gesinnung eines Schrempf oder Harnack beweisen kann!

Die Absetzung des Pfarrers Schrempf hat übrigens zu einer Bewegung unter den freier denkenden Württembergischen

Geistlichen den Anstoß gegeben. 153 Pfarrer haben sich mit einer Erklärung an das evangelische Consistorium gewandt, in der sie ihre Auffassung von der bei ihrem Eintritte in den Kirchendienst übernommenen Verpflichtung niedergelassen. Die 12 Geistlichen, die an der Spitze der Bewegung standen, haben ferner die Bitte angefügt, die Oberkirchenbehörde möge die sogenannte Verpflichtungsformel in der Richtung auslegen, dass die heilige Schrift als oberste Norm der evangelischen Bekündigung anerkannt werde. Daraufhin ist nun eine Antwort des Consistoriums erfolgt, deren Quintessenz wir in nachfolgendem zusammenfassen: Die Verpflichtung der Geistlichen, sich im Religions-Unterricht an die heilige Schrift zu halten und sich keine Abweichung von der Augsburger Confession zu gestatten, müsste festgehalten werden. Das Recht der freien Forschung will die Oberkirchenbehörde den Geistlichen nicht nehmen, aber sie erwartet, dass diese ihrer Verpflichtung eingedenk bleiben, „die Gemeinden aus der heiligen Schrift in Uebereinstimmung mit dem wesentlichen Inhalt der reformatorischen Bekennnisse zu erbauen, den liturgischen Ordnungen der Landeskirche im Blick auf die Gesamtgemeinde nicht willkürlich Abbruch zu thun und, auch bei Verschiedenheit der theologischen Ansichten in einzelnen Punkten der Lehre, die Einigkeit im Geist zu erhalten, deren die evangelische Kirche in dieser Zeit sozialer Gährung und confessioneller Spannung mehr als je bedarf.“

Aus Baden wird berichtet: „Nachdem im Herbst vergangenen Jahres 99 liberale protestantische Geistliche des badischen Unterlandes in einer gemeinsamen Erklärung gegen die Angriffe der auch bei uns ihr Haupt erhebenden Orthodoxie entschiedenen Protest eingelegt hatten, haben sich nunmehr auch die liberalen Geistlichen des Oberlandes in einer besonderen Kundgebung angeschlossen. Ihre Erklärung, die in diesen Tagen veröffentlicht wird, trägt im ganzen 65 Unterschriften, so dass insgesamt nunmehr die Hälfte der protestantischen Theologen unseres Landes für das Recht der freien Richtung ausdrücklich eingetreten sind. Demgegenüber bilden die tatsächlichen Anhänger einer kirchlich-politischen Orthodoxie à la Kreuzzeitung, wie sie bei uns in der „Badischen Landpost“ vertreten sind, nur einen kleinen, allerdings sehr lauten Bruchtheil der übrigen Hälfte der badischen Geistlichkeit, während eine ganze Anzahl den beliebten Mittelweg zwischen Rechts und Links einschlägt.“

Wir haben jüngst einen Artikel über den Pariser „Occultismus“ besprochen, den Napoleon Rey in der „Arena“ veröffentlicht hat. Über diesen dunkeln Gegenstand findet sich auch viel schätzenswertes Material in den „Pariser Zeitbildern“ von Hermann Kuhn und in Max Nordaus „Entartung“, einem Buche, das für die Kenntnis der Zeitverhältnisse geradezu unschätzbar ist. Damit aber niemand in den landläufigen Fehler verfalle, Paris als den

Sitz alles Unheils zu verdammen, veröffentlicht Edgar Lee in der nämlichen Zeitschrift einen Artikel unter dem Titel „Astrology“, der uns zeigt, dass die Städte und die Völker alle sich in keinem Stücke gegenseitig verurtheilen dürfen. Er behandelt die höhere Wahrsagerei, die in London im Schwange geht. Unter den vielen interessanten Thatsachen, die er ansführt, ist eine ganz besonders geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln.

Ein berühmter Londoner Zauberer erhielt im Jahre 1869 den Besuch eines geheimnisvollen Fremden, der ihn fragte, welcher Zeitpunkt für Preußen am geeignetesten wäre, um gegen Frankreich loszuschlagen. Der „Astrolog“ verlangte genaue Daten über die Geburstage des Königs von Preußen, des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Eugenie, von Bismarck und Moltke und Leboeuf und die Krönung des ersten Hohenzollern und Napoleon I. Nach acht oder vierzehn Tagen wolle er die Antwort geben. Er erhielt alles und sagte nach Ablauf der Frist: Preußen thue am besten, an dem Nachmittag loszuschlagen, der möglichst in der Mitte zwischen dem 4. und dem 19. Juli 1870 liege. Die Scene mit Benedetti ereignete sich zu Ems am 11. und 12. Juli 1870. Im Februar 1871, am Vorabend der Capitulation von Paris, erhielt der Prophet einen Brief mit Berliner Banknoten im Betrage von 200 Pfund Sterling. Dabei lag ein Blatt, auf dem die Worte standen: „Mit dem Danke Deutschlands.“

Das Aprilheft des Dubliner „Lyceum“ bringt — nach einem Artikel aus den „Etudes religieuses“, die uns eben nicht zugänglich sind — eine Fülle von Mittheilungen über die Herrschaft der Freimaurer in Frankreich, ohne deren Kenntnis die Geschichte der dritten Republik unverständlich ist.

Mit Recht sagte Br. . . J. Dequaire-Grobel, der Grossprediger auf der Generalversammlung der Logen zu Paris im September 1892: „Wir haben die bestehende Republik geschaffen. Wir haben ihr die leitenden Hämpter gegeben, die Grundfäße, die sie beseelen, dieucht und die Weisheit, die ihr Leben und Blüte verleihen.“ Manche fragen bei solchen Ausführungen, die ja nur den Thatsachen entsprechen, wie es denn möglich sei, daneben die Behauptung auszusprechen, die Freimaurerei schließe grundsätzlich die Politik aus. Darauf gibt uns eine Ausföhrung in der „Republique Maçonnique“ vom 30. April 1832 Aufschluss. Es heißt dort: „Die Freimaurerei muss bleiben, was sie von rechtswegen ist, die Herrin, nicht die Dienerin der politischen Parteien.“ Der Feldherr kam mit gutem Gewissen beschwören, dass er nie einen Feind erschlagen hat, denn er ist Herr der Soldaten, nicht gewöhnlicher Soldat. Da kam also auch der Freimaurer den heiligsten Eid darauf ablegen, dass er nicht Politik treibe, wenngleich das „Journal officiel de la Franc-Maçonnerie“ vom Jahre 1888 (pag. 529) erklärt: „Wir haben im Parlament ein echtes Syndicat von Freimaurern geschaffen, zu dem Zwecke, um mit den öffentlichen Gewalten in wichtigen Dingen zu verhandeln“, — aber nach dem Gefragten nicht als Diener, sondern als Herren. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Freimaurer im Parlament etwa 200. Wir haben früher (1891, 772) mitgetheilt, dass ihre eigenen Angaben darüber sehr weit auseinandergehen, und zwischen den Zahlen 147 und 240 schwanken. Man beachte, was das sagen will. Wenn das Land 584 Abgeordnete wählt, — einen auf 70.000 Einwohner —, so vertreten diese 200 bis 240 maurerischen Abgeordneten bei einer Gesamtbevölkerung von 37,103.689 (nach der Zählung vom 30. Mai 1886) 14 Millionen — 16,800.000 Einwohner. In Wahrheit aber beträgt die Zahl der Freimaurer, wie sie wenigstens behaupten, in Frankreich nur 24.000. Damit ist der beste Beweis gefiert, dass sie durch Rücksicht das erstezen, was ihnen an Zahl abgeht. Denn dass sie einzig durch ihre politische Passivität und Nichteinmischung ein solches Übergewicht erlangt haben sollen, das zu glauben geht doch über das Maß des Möglichen hinaus. Noch grösser ist

im Verhältnisse die Zahl der Freimaurer, die unmittelbar das Geschick Frankreichs leiten, sicher auch kaum Zufall oder eine Folge ihrer Unthätigkeit. Unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung vom 4. September 1870 waren zehn Freimaurer, nämlich die Br. . . . Arago, Cremieux, Jules Favre, Jules Ferry, Gambetta, Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Picard, Pelletan, Rochefort, Jules Simon. Bei den Wahlen vom Jahre 1871 gewann das katholische oder doch das conservative Element die Oberhand. Es brauchte neun Jahre, bis die Freimaurer die Oberherrschaft über die Geschichte Frankreichs zurückeroberen. Mit der Wahl des Br. . . . Grévy zum Präsidenten im Jahre 1879 wegten sie aber die Scharfe aus. Im Ministerium Waddington, dem ersten unter Grévy, waren sechs Minister von neun Freimaurer, im Ministerium Freycinet fünf von neun, im Ministerium Gambetta acht von zwölf. Der gegenwärtige Präsident Sadi Carnot ist ebenfalls Freimaurer. Natürlich sind es meistens auch seine Minister, die Frankreich mit soviel moralischen Vorbeeren überhäuft haben. Im Ministerium Freycinet vom 18. März 1890 (man muss die französischen Ministerien genau nach Tag und Stunde bestimmen) waren sechs Minister aus zehn allbekannte Freimaurer, die Br. . . . Constats, Rouvier, Bourgeois, Develle, Jules Roches, Yves Guyot. Im Ministerium Loubet vom 28. Februar 1892 waren ihrer sieben aus zehn, die Br. . . . Rouvier, Ricard, Bourgeois, Bourdeau, Develle, Roches, Viette, im Ministerium Ribot vom 7. Dezember 1892 ebenfalls sieben aus zehn, die Br. . . . Tirard, Bourgeois, Dupuy, Bourdeau, Viette, Siegfried. Nicht wenige davon haben sich in der Panama-A Angelegenheit und bei anderen öffentlichen Scandalen einen europäischen Namen, ja Weltruf erworben. Natürlich steht es bei den untergeordneten Behörden nicht anders. Unter den 80 Präfekten sind zum mindesten 60 nachweisbare Freimaurer. Wer auf eine Stellung Aussicht haben will, hat kaum noch einen anderen Weg, der ihn zum Ziele führt, als den, das er in die Loge eintrete. Diese Lage der Dinge gibt denn auch den französischen Freimaurern den Muth, sich über ihre Absichten mit einer Offenheit auszusprechen, die wir ihnen danken müssen, weil sie alle Täuschung wegnehmen. So sagt Br. . . . Gomart bei dem Bankett, mit dem der Pariser Generalconvent der Logen im Jahre 1886 schloss, man habe freilich ehemals Gründe gehabt zu sagen, die Freimaurerei befasse sich weder mit Politik, noch mit Religion, weil der auf ihr lastende Druck sie dazu nöthigte. „Heute dagegen“, erklärt er, „finden unsere öffentlichen Einrichtungen durch einen natürlichen Prozess unter die Controle der Freimaurer gekommen.“ (*Journal officiel de la Maçonnerie française* 1886, 545). Br. . . . Yves Guyot, wiederholt Minister, schreibt in seinem Werke über die sozialen Lehren des Christenthums: „Also ist Religion Narrheit? Ganz gewiss, nichts mehr, noch minder. Und wir bauen Hospitäler und besolden Aerzte, um die Narren zu heilen, und sollen Kirchen bauen, um die Narrheit zu ermutigen, und sollen Priester besolden, deren einzige Beschäftigung ist, die Narrheit zu befördern!“ Br. . . . Royer, Präsident des Senates, erklärte auf der Versammlung der vereinigten Logen zu Lyon am 2. August 1868: „Der Glaube hatte seine Zeit; heute muss er verschwinden, denn er ist das Dogma vom Verfall des Menschen.“ (*Monde Maçonnique*, 1868, 213). Und Br. . . . Thulie, Präsident des Municipalrathes von Paris, sprach auf der Generalversammlung der Logen im Jahre 1891 unter allgemeinem Beifalle: „Ich trinke auf die Gesundheit dieser ergebenen Republikaner, dieser ernsten Freidenker, die soviel dafür gethan haben, um die Idee der Republik in Frankreich aufrecht zu erhalten. Ich trinke auf die Gesundheit der Männer, die stets bereit sind, das Feldgeschrei zu wiederholen, das man auf das Banner aller Liebhaber der Freiheit schreiben sollte: Der Feind, das ist der Clericalismus“ (*Bulletin du Grand Orient de France*, 1891, 651).

Was man heute öffentlich über das Christenthum sagen darf, dafür bietet ein Artikel von Frederic Garrison, dem Apostel des Positivismus, in der „*Fortnightly Review*“ ein sprechendes

Beispiel. Die Ursache der Verwicklungen in Frankreich, in der englischen Politik, in Asien, Afrika, Australien sei, so behauptet er, die christliche Religion. Der Imperialismus in seiner ganzen Grausamkeit und seinem ganzen Stolze habe heute keinen ergebeneren Anhänger als das Christenthum, daher überall der Widerstand gegen jede freie und zeitgemäße Bewegung. Da seien die polytheistischen und anthropomorphen Religionen von Athen und Rom weit besser gewesen. Die Säulenhallen, unter denen Sophokles und Epiktor lehrten, hätten viel eher den Namen Kirche verdient als die Kirchen von heute. Religion habe sich zu einem unlöslichen Knäuel von phantastischem Kram verdrückt, dessen Mittelpunkt in Wolkenfukusheim liege; ihr Streben sei, die Menschen zu Nachlässigkeiten von Engeln zu machen; die Folge könne keine andere sein, als dass man darauf verzichten müsse, echte Männer und echte Frauen heranzubilden, so lange es seinen Spuk treibe.

Im Bestreben, die sociale Frage zu lösen, haben uns — es wäre vergeblich und verderblich, das zu leugnen, die Franzosen schon seit geraumer Zeit den Rang abgelaufen. Sie ruhen aber hier keineswegs auf ihren Errungenschaften aus, sondern schreiten beständig fort, die Ideen einer gesunden Gesellschaftserneuerung immer kräftiger zu vertreten und weiter zu verbreiten, wenn auch in der äusseren Verwirklichung die zu überwindenden Hindernisse noch so große Schwierigkeiten in den Weg stellen. Es ist vielleicht die Zeit gekommen, wo wir ernstlich daran denken dürfen, unsere Blicke auf sie zu richten und sie nachzuahmen: lernen können wir von ihnen gewiss vieles.

Ueber die Thätigkeit der vom Grafen Albert de Mun und vom Marquis La Tour du Pin Chambly geleiteten „cercles catholiques“ finden deutsche Leser einen kurzen, aber sehr genauen Bericht in der höchst empfehlenswerten „Kölner Correspondenz für die Präsidialkatholischer Vereinigungen der arbeitenden Stände“ von Dr. Obergörffer (1893. VI. Jahrgang. S. 65—73). Nach vielen heftigen Anfeindungen hatte nun Graf de Mun die Genugthuung, ein Breve Leo XIII. vom 7. Jänner 1893 zu erhalten, das nicht schmeichelhafter für ihn sein könnte. Darin heißt es unter anderem: „Das Studium der socialen Frage . . . verdient alle Aufmerksamkeit der Katholiken . . . Deine Sorge, unsere Lehren populär zu machen und praktisch durchzuführen, ist uns äußerst genehm. Wir wollen nicht ermangeln, Dir die hochverdiente Anerkennung dafür auszusprechen und Dich zur Verfolgung dieses so hochherzigen Unternehmens aufzumuntern.“ Damit, sagt der „Univers“, hat die Bewegung durch den Mund des Papstes ihr Laienhaupt erhalten.

Wir wollen nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit die „Association catholique“ zu empfehlen, in der die mit de Mun und La Tour du Pin verbundenen Männer den wissenschaftlichen Kampf für die Verbreitung ihrer Ideen mit einem Ernst

führen, der uns tief beschämen muss. Dermalen erscheint von ihr der 35. Band. Es ist die grösste und gediegenste socialpolitische Zeitschrift, die wir kennen. Wollte Gott, wir könnten sagen, dass wir ihr etwas ähnliches an die Seite zu setzen hätten! In dem Stücke haben uns nun auch die Italiener vollständig in den Schatten gestellt. Seit Anfang dieses Jahres erscheint in Rom unter Leitung von Msgr. Talamo und von Professor Toniolo aus Pisa die „Rivista internazionale“ ein großartiges Journal, dessen Anfänge so vortrefflich sind, dass wir Italien dazu nur unsere Glückwünsche darbringen können.

Aber auch in kirchlichen Kreisen Frankreichs greift die sociale Bewegung, uns ebenfalls zum Beispiel, mächtig um sich. Verschiedene Bischöfe haben in ihren Diözesen bereits eine „Commission d'études sociaux“ eingesetzt. Die von Soissons hielt ihre erste Sitzung am 21. December 1892 unter Vorsitz des Canonicus Duchastel in Gegenwart des Bischofes. Eine ähnliche Commission hat sich in Valence unter Leitung des Bischofes gebildet, der durch seine persönliche Theilnahme an der glorreichen Versammlung vom Jahre 1891, auf der die alten Stände des Dauphins ihr Wiederaufleben begannen, sich ein so großes Verdienst um die sociale Frage erworben hat. Andere Diözesen sind bereits in der Bildung der gleichen Commission begriffen.

Auch in Deutschland hat man der österreichischen socialen Bewegung in einem entscheidenden Punkte den Rang abgelaufen. An der Akademie zu Münster wurde eine Professur für Gesellschaftswissenschaft errichtet und dem übertragen, dem sie vor allen gebürt, dem Vorkämpfer der katholischen Socialreform, Dr. Hitz. Wir wünschen der Akademie zu Münster Glück dazu, dass sie auf solche Weise eines der dringendsten Zeitbedürfnisse in so glänzender Weise gelöst hat. Hoffentlich wird nun Österreich, wenigstens um der Nachreifung willen, nicht mehr lange zurückbleiben. Die Dinge werden immer ernster, so dass ein Zusehen oder bloß gelegentliches Abhalten von schönen Reden nicht mehr ausreicht. Der furchtbare Aufstand in Belgien, der im Handumdrehen zum Aufstand geworden ist, zeigt, dass wir zur That schreiten müssen. Das wüssten wir allerdings schon längst, wüssten wir nur auch, worin diese That bestehen soll. Nun gut, wenn wir es nicht wissen, so müssen wir eben gründlich studieren, systematisch nachdenken. Wir in Österreich reden in socialen Dingen viel zu viel. Damit haben wir die überlegene Stellung, die wir vor zehn Jahren hatten, verloren und uns in die Gefahr gebracht, durch ewiges Reden auch noch untereinander uneinig zu werden. Es ist Zeit, dass wir einen Blick in fremde Länder werfen, um zu sehen, dass man mit Handeln und mit ernstlichem Studium weiter kommt als mit bloßem Sprechen.

Anatole Veron Beaulieu hat in die „Revue des deux mondes“ eine Reihe von Artikeln über die Judenfrage und den Anti-

semitismus geschrieben, in denen er behauptet, die angebliche jüdische Exclusivität sei nicht Merkmal der Juden, sondern nur Folge des seit Jahrhunderten auf ihnen lastenden Druckes. Wo man sie frei lasse, da vermischten sie sich ganz und gar mit der Bevölkerung des Landes. Den ersten Satz können wir freilich nur theilweise zugeben, den letzteren aber auch nur bis zu einer ganz bestimmten Grenzlinie, an der unserer Meinung zufolge der Antisemitismus seine unausrottbaren Wurzeln treibt. Wir werfen uns so wenig zum Vertheidiger des Antisemitismus in seiner landläufigen Form auf als zum Partisan des Judenthumes. Wir lassen jedem gläubigen, religiösen Juden seinen Glauben und seine Religion, wir halten die semitische Race so gut für eine Schöpfung Gottes wie die arische, wir predigen Schonung und Humanität gegen jeden achtbaren Juden, der sich human und social rechthassen beträgt. Aber wir bekämpfen das, was nun leider einmal den Namen Judenthum oder Jiderei führt, gleichviel ob es Beschnittene oder Getaufte sind, die sich zu dieser Lebensweise bekennen. Dies unser Standpunkt. Wenn der Antisemitismus sich nicht gegen die Juden, sondern gegen das Judenthum im genannten Sinne, gegen alle und jede Art der Ausbeutung, der Selbstsucht, der antisocialen Untugenden richtet, dann halten auch wir es mit ihm. Sonst glauben wir Gründe zu haben, uns dieser Bewegung gegenüber etwas skeptisch zu verhalten, so lange wir Antisemiten finden, die offen sagen, sie hielten nur deshalb bei der Judenheze mit, weil wir den Juden die Verdrängung der freien arischen Moral durch die lästige Religion zu verdanken hätten, Antisemiten, die mit Dühring einen Beweis für den Knechtsinn der Judentrace darin finden, dass diese selbst in der Religion nur einen absoluten Gott denken konnte, dem gegenüber die übrigen Geister bloß als untergeordnete Knechte, nicht als gleichstehende Götter wie bei den freien Griechen gedacht werden, Antisemiten, die zwar den allzu beschwerlichen Praktiken des Judenthums den Krieg machen, dessen ökonomischen Lehren aber selber mit Leib und Seele anhängen und sich dadurch mitunter als die ersten Hindernisse einer tiefgreifenden socialen Reform im Geiste der kirchlichen Sociallehre erweisen. Auch das will uns nicht gefallen, dass der herkömmliche Antisemitismus zu sehr die Personen der Juden, zu wenig die Praxis des Judenthums angreift, namentlich zu wenig betont, dass die Jiderei bei Christen noch verdammlicher ist als bei Israeliten. Dennoch gestehen wir ungeschent, dass wir es begreifen, wenn der Antisemitismus sich so entschieden gerade gegen die Juden wendet. Hätte Leroy-Beaulieu recht, indem er sagt, die Juden amalgamierten sich ganz und gar mit den Völkern, unter denen sie Freiheit genießen, so gäbe es keinen Antisemitismus vulgaris. Leider ist dem aber nicht so. Die Juden mögen sich — im großen und ganzen geredet — seit der Emancipation noch so acclimatisiert haben, ein gewisses specifisches Etwas haben sie immer beibehalten, leider zu-

meist gerade auf ökonomischem Gebiete. Und dieses Etwas macht immer wieder den Antisemitismus wachsen und macht ihn — das läugne, wer will — so populär. Der Antisemitismus ist nicht eine religiöse Secte, entstanden aus christlichem Fanatismus, sondern eine politische und noch mehr eine sociale Partei. Mit Religion hat er gar nichts zu schaffen, meistens auch nicht mit Racenhass, umso mehr mit der socialen Frage. Er ist, um es kurz zu sagen, die Reaction gegen die gesetzlich zu weit getriebene und praktisch doch nicht vollständig durchgeführte Judenemancipation. An dieser Reaction trägt aber niemand größere Schuld als eben das Judenthum selbst. Dessen sind die eifrigsten Kämpfer für die Gleichstellung der Juden mit den Christen die besten Zeugen. S. Leszczynski veröffentlicht eben eine Broschüre unter dem Titel: „Unser Bruder bist Du“, worin er für die vollständige staatsbüürgerliche, gesellschaftliche und militärische Gleichstellung der Juden eintritt. Aber auch er kann nicht umhin, seinen theuren Schützlingen den Rath zu geben, sie möchten sich ihrerseits bestreben, in dem deutschen Wirtschaftsvolke vollständig aufzugehen. Das ist bisher noch nicht geschehen. Die Juden sind in die christliche Gesellschaft eingetreten, aber sie sind durchaus nicht in ihr aufgegangen, weil sie ihre socialen Pflichten sehr häufig so wenig im christlichen Sinne verstehen als viele dem Christenthum untreu gewordene Christen. Daher die Entstehung und die unüberwindliche Stärke des Antisemitismus, mögen auch die nächsten Gründe, die ihn ins Leben rufen, oft ganz anderer Art sein. Darum liegt es einzig in der Macht des Judenthums, ihn zu beseitigen. Die Bischöfe können ihn nicht aus der Welt schaffen, denn er hat, wie gesagt, mit Religion nichts zu thun. Es sind gar viele Antisemiten, die um Bischöfe und um Christus und um Gott im Himmel keinen Deut geben. Auch staatliche Maßregeln oder gar Vereine zur Bekämpfung des Antisemitismus helfen hier nichts. Viel zeitgemäßer wäre ein Verein zur Ausrottung des Sennitismus, besser gesagt, der Juderei. Diesem aber müßten vor allen sämtliche „Juden“ beitreten, Juden im landläufigen Sinne gemeint, nicht die Juden als Religionsgenossenschaft, sondern alle, die es mit den socialen Verpflichtungen jedes einzelnen nicht genau nehmen. Sicher steht es den Juden vor allem zu, dafür zu sorgen, daß der Name Jude endlich den fatalen Beigeschmack verliere, der sich nun einmal seit Jahrhunderten daran heftet. Die Erklärung von 211 deutschen Rabbinern, die im April d. J. durch die Blätter lief, behauptet, daß der Talmud keine andere Sittenlehre kenne als das Alte Testament, daß er den Juden die ängstlichste Redlichkeit in Versprechen, in Vertrag und Handel gegen jedermann gebiete und daß er jedem Juden ohne Ausnahme befahle, jeden Nichtjuden geradezu zu behandeln wie seine Religionsgenossen, gewissenhaft allen Gesetzen des Vaterlandes zu gehorchen, für dessen Frieden und Wohl zu sorgen und für das sittliche und geistige Beste der ganzen

Menschheit zu arbeiten. Wohl den Juden und wohl der menschlichen Gesellschaft, wenn es einmal dahin kommt, dass man praktische Vernachlässigungen dieser schönen Vorschriften als seltene Ausnahme unter den Juden bezeichnen muss, dass sie vielmehr den Christen zum Vorbilde und zur Beschämung dienen. Da es aber leider unter den sogenannten Christen nicht weniger Verächter der sozialen Verpflichtungen gibt als unter den Bekennern der mosaischen Religion, so sind die Dinge nun einmal, wie sie sind, und werden es auch bleiben. Die Juden finden an den Christen kein Correctiv, und die Christen, die selber ihrer christlichen und sozialen Aufgabe so wenig eingedenk sind, haben keine Kraft, sich der Juderei zu entledigen. Der landläufige Antisemitismus wird das Judenthum nicht aus der Welt schaffen, aber auch alles Geschrei gegen die „Schande des Jahrhunderts“ wird den Antisemitismus nicht ersticken. Leroy-Beaulieu sagt leider mit vollstem Rechte: „Wie die Juden, so verstehen auch die Christen das Reich Gottes, um das sie alle Tage beten, fast nur vom irdischen Glücke. Beide verwechseln Reichthum mit Fortschritt und Glück mit Wohlbefinden. Sie haben den Messias für Mohammed umgetauscht und träumen von einem Reiche Gottes ohne Gott. Jehovah ist verlassen und Christus ist preisgegeben.“ Der Verfasser hat schliesslich doch recht mit seinem fast cynischen Sahe: Jedes Volk hat seine Juden, wie es sie verdient.

In Massachusetts haben 1500 Professoren, Verleger und sonstige Gebildete eine Eingabe an den gesetzgebenden Körper gerichtet, worin sie um Verbot der Sonntagszeitungen bitten, die Horace Greeley einen „sozialen Dämon“ nannte. Bereits wird dort ein Boykott gegen alle Zeitungsverkäufer vorgeschlagen, die am Sonntag Zeitungen ausbieten. Kaufleute finden es bereits für vortheilhaft, in ihren Läden den Anschlaganzuheften: „Keine Sonntagsankündigungen!“ Dazu summt merkwürdig eine Nachricht, die uns von einer Seite her zukommt, an die gewiss niemand gedacht hätte, nicht zwar aus Constantinopel, noch weniger aus Wien, wohl aber aus Paris. Die großen Luxusmagazine des „Louvre“ — neben dem „Bon Marché“ und dem „Printemps“ wohl die größten der Welt, haben an ihre Kunden in Paris 10.000 Anfragebogen gerichtet, um zu erfahren, ob diese darauf bestünden, dass ihnen ihre Bestellungen am Sonntag zugestellt werden sollen. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen. 9000 Pariser Damen haben geantwortet, dass sie nicht im mindesten darauf bestünden, da sie am Sonntag ohnehin durch Besuche, Gesellschaften, Ausflüge am meisten in Anspruch genommen seien. Von der Kirche ist nicht einmal die Rede. Und nun fragen wir, ob etwas ähnliches anderswo unmöglich ist? Und wenn in anderen katholischen oder doch „christlichen“ Städten die „Louvres“ nicht selbst mit solchen Anfragen vorangehen, könnten ihnen denn die Damen nicht mit einer Collectiverklärung zuvorkommen? Sage da noch jemand, dass eine Dame auf der Welt lebe, die zur Sonntagsheligung

und damit zu einer Christianisierung der Welt nicht auch etwas beitragen könnte! Was nützt es, wenn die Gesetze irgendwo gewisse Läden zu gewissen Stunden für den Besuch sperren, wenn — abgesehen von den ewigen Beschwerden und Umgehungen — die Bestellungen und Zustellungen fortdauern? Uebrigens ist es bloß mit der Ablehnung von Zusendung und — von Einkauf — der Modewaren allein nicht gethan. Sicher erhält man auch andere Artikel und selbst Lebensmittel bis hinab zu Zuckerbäckereien am Samstag ebensogut als am Sonntag und kann sie ganz wohl einen Tag aufbewahren.

Was nützen da alle frommen Seufzer, wo alle als Mitschuldige die Hand im Spiele halten? Uns scheint, dass ein Damencomité aus den Mitgliedern der Aristokratie in Wien und Prag und Graz und Pest genügen würde, um dem socialen Uebel der Sonntagsentheiligung einen starken Stoß zu versetzen. Da fragt man immer, was das weibliche Geschlecht in der socialen Frage thun kann und — neben Dutzend anderen Dingen — hier liegt eine ersprießliche und leichte Thätigkeit vor der Thüre. Ist keine hochherzige Dame von Einfluss in Oesterreich, die es übernimmt, den Kreuzzug gegen die Sonntagsentheiligung anzuführen? Oder braucht es erst einen Prediger des Kreuzzuges? Wohl, so sei hiemit einmal ernstlich die Stimme dazu erhoben! Es kann ja noch mehr nachfolgen!

Zum Schluss ein kleiner Beitrag zur Schilderung des modernen Charakters. Die Leser der Leipziger Illustrierten Zeitung kennen die geistreichen Fragen, die dort mitunter von berühmten Persönlichkeiten über alle Maßen geschmack- und geistlos beantwortet werden. Nach diesem Vorbilde hat auch die ungarische illustrierte Zeitschrift Magyar Bazar die Idee gehabt, an mehrere Notabilitäten Fragebogen zu versenden, worin die Adressaten gebeten wurden, ihre kleinen Geheimnisse zur Befriedigung der großen Neugierde des Publicums preiszugeben. Moriz Jokai hat dieses Ersuchen mit gewohnter Liebenswürdigkeit und mit einem Humor erfüllt, durch den nur etwas zuviel Chynismus durchschlägt. Hier die Antworten Jokais auf die neugierigen Fragen:

Der Hauptzug meines Charakters: Dämonische Schlaueit; Gier nach dem Vermögen anderer; Schadenfreude an dem Falle meiner Feinde; Speculation auf Damen; Hęgerei gegen Könige und jodam rielige Willenskraft, alle Tage das Gegentheil dessen zu thun, was alle jene Leidenschaften mir einflüstern — ausgenommen die Stunden von 6 bis 8 Uhr, wo mir meine Tarockpartner all diese Züge meines Charakters ins Gesicht sagen. — Die Eigenschaft, die ich an dem Manne am höchsten schätze: die Verstellungskunst. — Dieselbe Eigenschaft bei der Frau: die Kunst zu schweigen. — Meine Lieblingseigenschaft: das Ocillieren von Obstbäumen. — Mein Hauptfehler: das viele Kritzeln. — Meine liebste Beschäftigung: die Vernichtung der Phylloxera. — Was ich als höchstes Glück erträume: das es keine Tinte in der Welt gäbe. — Was mein größtes Unglück wäre: noch einmal schreiben zu müssen, was ich bereits geschrieben. — Was ich sein möchte: Cadett. — In welchem Lande ich gern leben möchte: überall ist gut sein — daheim am besten. — Meine Lieblingsfarbe: bald blond,

halb braun. — Meine Lieblingsthiere: das Frauengeithier. — Meine pre-  
sischen Lieblingschriftsteller: die ungarischen Verleger. — Meine Lieblings-  
compositore: Rachtigall und Verche. — Meine Lieblingshelden in der Wirk-  
lichkeit: die Ameisen.

Es ist genug!

(Abgeschlossen am 16. Mai.)

## Kurze Fragen und Mittheilungen.

I. (**Sind in St. Peter zu Rom die Gebeine des hl. Paulus mit denen des hl. Petrus vereinigt?**) Gehr schreibt in seinem ausgezeichneten Buche über das heilige Messopfer: „Die eine Hälfte seines Leibes (des hl. Paulus) ruht bei St. Peter, die andere in St. Paul außerhalb der Mauer (S. Paolo fuori le mura), und das Haupt in St. Johann im Lateran. Die Ewige Stadt ist hochbegnadigt, da sie beide Apostelfürsten in einem Grabe und in einer Feier vereinigt; beide wachen und walten gemeinsam mit ihrem himmlischen Schutz und Beistand über die Mutterkirche“.<sup>1)</sup> Offenbar im Anschluß daran heißt es bei Thalhofer: „Petrus und Paulus... haben auch ihre Ruhestätte in Rom gefunden, die Gebeine des hl. Petrus und die Hälfte der Reliquien des hl. Paulus in der Gruft (Confessio) der Peterskirche, die andere Hälfte der Reliquien des hl. Paulus befindet sich in der Paulsbasilika (Stationskirche) außerhalb der Stadt, das Haupt in der Lateransbasilika“.<sup>2)</sup>

Die Hälften beider Apostelfürsten werden im Lateran verehrt; die Gebeine des hl. Petrus befinden sich in der Peterskirche: diese beiden Angaben entsprechen der Wirklichkeit. Die andere Angabe aber, daß die eine Hälfte der Reliquien des hl. Paulus sich in St. Peter, die andere in der St. Paulsbasilika befindet, ist irrthümlich und verdankt ihr Entstehen den Angaben einer früher in St. Peter aufbewahrten Marmortafel, auf der die Theilung der Gebeine geschehen sein soll. Die Inschrift dieser Marmortafel ist längst als Irrthum oder Fälschung anerkannt.

Als Irrthum oder Fälschung hat sie auch der vor kurzem verstorbene Archäolog Francesco Tongiorgi S. J. (der wie Kraus<sup>3)</sup> sagt, zu den thätigsten Mitgliedern der Commission di sacra archeologia zählte, ohne indes seine reichen Kenntnisse bisher literarisch verwertet zu haben) in seinen Vorlesungen über christliche Archäologie an der Gregorianischen Universität zu Rom stets hingestellt. Die Gebeine des hl. Petrus wurden nach seinem Tode am Fuße des vaticanischen Hügels beigelegt und über ihnen erhob sich, dank den römischen Gesetzen über das Begräbniswesen, ein Denkmal, auf welches der römische Priester Caius im Anfang des dritten Jahr-

<sup>1)</sup> Fünfte Auflage Nr. 573. — <sup>2)</sup> Handbuch der katholischen Liturgie, Band 2. Nr. 208. — <sup>3)</sup> Realencyclopädie der christlichen Alterthümer, Band 1. Nr. 84.